

5 Demokratische Sprachpolitik

STEPHAN ELSPASS

Zum sprachpolitischen Umgang mit regionaler Variation der Standardsprache in der pluralistischen Sprachgesellschaft

1 Einleitung

Eine aus dem deutschen Südwesten in eine nordwestdeutsche Universitätsstadt gesiedelte Kollegin berichtete kürzlich, ihr Sohn sei von der Lehrerin in der Grundschule der neuen Heimatstadt korrigiert worden, als er das Wort *Pflaster* aussprach: Es hieße nicht *Pflaschter*, sondern *Flaster*!

Diese Begebenheit soll illustrieren, worum es in diesem Beitrag im Kern geht, nämlich die Frage, wie man in standardsprachlichen Kontexten der Realität sprachlicher Variation in der pluralistischen Sprachgesellschaft begegnet und mit ihr verfährt. Historisch gesehen liegt einer Standardsprache¹ ein hohes Maß von Variation zugrunde: Sie ist aus verschiedenen regional, sozial und funktional begrenzten gesprochenen und geschriebenen Sprachen entstanden. Welche Rolle aber spielt Variation heute ‚unterhalb‘ der Standardsprache und – was noch konflikträchtiger sein kann – *in* der Standardsprache? Wie viel Variation verträgt eine Standardsprache (Löffler 2005)?

Wo die Wurzeln des – wie der Titel andeutet – politisch problematischen bzw. problematisierten Verhältnisses zwischen Standardsprache und Variation des Deutschen liegen, mag zunächst ein Blick hinter die politisch-historischen Kulissen der Standardisierung des Deutschen erhellend sein.

¹ ‚Standardsprache‘ ist die heute in der Sprachwissenschaft übliche Bezeichnung für die Sprachform, die in einer Sprachbevölkerung überregional und über alle gesellschaftlichen Schichten hinweg akzeptiert ist. Zuweilen wird so getan, als ob man genauso gut ‚Einheitssprache‘, ‚Nationalsprache‘, ‚Hochsprache‘, ‚Hochdeutsch‘, ‚Literatursprache‘ u. a. sagen könne. Diese Bezeichnungen sind jedoch entweder mehrdeutig (wie ‚Hochdeutsch‘, ‚Literatursprache‘) oder ideologisch aufgeladen (wie ‚Nationalsprache‘, ‚Einheitssprache‘), so dass sie als neutrale, unmissverständliche Termini für unseren Gegenstand nicht taugen (zur Terminologiediskussion vgl. zuletzt Löffler 2005).

2 ‚Standardsprache‘ – zur Geschichte eines Konstrukts

Die Standardsprache „in ihrer schriftlichen und mündlichen Ausprägung“ sei ein „Konstrukt“ – so ist es in der Einleitung zu einer der führenden Grammatiken der deutschen Gegenwartssprache zu lesen; als deutsche Standardsprache, wie sie heute an Schulen und Hochschulen des In- und Auslands gelehrt wird, gelte das gegenwärtige (Hoch-) Deutsche, „wie es etwa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts – kurz: seit der Zeit Fontanes – gesprochen wird“ (IDS-Grammatik 1997: 2). Sowohl die Bezeichnung „Konstrukt“ als auch die zeitliche Eingrenzung „seit der Zeit Fontanes“ mag auf viele irritierend wirken. Sie werden vielmehr seit ihrer Schulzeit gewöhnt sein, als Standard ‚das Deutsch seit Goethe und Schiller‘ aufzufassen, das bis heute nichts von seiner Gültigkeit verloren habe. Tatsächlich legt die Darstellung vieler (gerade älterer) Sprachgeschichten, dass der lange Weg der sprachlichen Einigung am Ende des 18. Jahrhunderts sein Ziel in einer einheitlichen Nationalsprache gefunden habe, dies nahe. Wer aber kennt schon den ‚originalen‘ Goethe? Man werfe allein einmal einen Blick in die 1774 gedruckte Erstfassung der „Leiden des jungen Werthers“:

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnauffen. Dann setzte sie sich, und die Zitronen, die ich weggestohlen hatte bey dem Punsch machen, die nun die einzigen noch übrigen waren, und die ich ihr in Schnittchen, mit Zucker zur Erfrischung brachte, thaten fürtreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittgen das ihre Nachbarinn aus der Tasse nahm, ein Stich durch's Herz gieng, der ich's nun freylich Schanden halber mit präsentiren mußte.

Das trügerische Bild von der ‚Einheitssprache‘ seit Goethe und Schiller wird seit dem 19. Jahrhundert tradiert, und jeder, der allein auf die Zuverlässigkeit moderner Textausgaben vertraut, findet dieses Bild darin ja auch aufs Schönste bestätigt. Wie sehr dort *vereinheitlicht* worden ist, geht den wenigsten auf.² Im Gegensatz zu Martin Walser oder Günter Grass können sich die ‚Klassiker‘, die Romantiker, die poetischen Realisten usw. freilich nicht mehr gegen ‚behutsame Modernisierungen‘ des Schriftbilds wehren. (Aus sprachwissenschaftlicher Sicht könnte man solche Eingriffe, die ihre Legitimation aus einer anfechtbaren Auslegung

² Was interessanterweise von der Vereinheitlichung im Schriftbild unberührt blieb bzw. bleiben musste, sind Reflexe regionaler Aussprache in Reimen, so auch bei Goethe (*ach neige, du Schmerzenseiche ...*) und Schiller (*von der Höh ... in die unendliche See, schroff und steil ... in der Charybde Geheil*).

von ‚Leseerleichterung‘ und ‚Spracheinheit‘ heraus beziehen, durchaus als Manipulation sprachlicher Daten auffassen.)

Wie in den meisten europäischen Nationalstaaten ist die Vorstellung von einer nationalen ‚Einheitssprache‘ ein Kind des ‚Jahrhunderts der Nationalstaaten‘. Die Herstellung einer engen Verknüpfung von Sprache und Nation – und im Zusammenhang damit auch zwischen Nation und ihrer ‚Nationalliteratur‘ – ist besonders seit der Zeit der französischen Revolution ideologisiert und im Sinne der Konstruktion nationaler Identität instrumentalisiert worden (vgl. Coulmas 1985: 41ff.). An die einigende Kraft von Nationalsprache und Nationalliteratur wurden besonders in Deutschland hohe Erwartungen geknüpft, wie sich schon aus Jacob Grimms rhetorischer Frage „was haben wir denn gemeinsames als unsere sprache und literatur?“ schließen lässt (Grimm 1854: III). In der Folge – und im Gegensatz zum sehr viel sprach- und sprachnormliberaleren 18. Jahrhundert – schlug sich die Ideologisierung des Nationalsprachen-Begriffs im 19. und frühen 20. Jahrhundert in zweierlei Beziehung nieder: auf der einen Seite in einer wachsenden Voreingenommenheit gegenüber Minderheiten- und Nachbarsprachen (besonders dem Französischen), auf der anderen Seite aber auch in einem gesteigerten Normierungsbedürfnis sowie einer zunehmenden Intoleranz gegenüber dem, was in der *eigenen* Sprache von der stilisierten ‚Einheitssprache‘ abwich – und dies betraf vor allem die Varietäten des Deutschen (von Polenz 1999: 3, 231ff.).

Den Deutschen wird eine bis heute „sehr puristische und defensive Einstellung zur Standardsprache“ zugeschrieben (Durrell 1999: 298). Symptomatisch dafür sind die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts mit wiederkehrenden Argumentationstopoi öffentlich ausgetragenen Debatten über die Orthographie und die vermeintliche Überfremdung der deutschen Sprache, aus denen sich übrigens professionelle Sprachwissenschaftler zumeist – und mit guten Gründen – herausgehalten haben (Schmidt-Regener 1995). Es besteht in der Forschung weitgehende Einigkeit darüber, dass die deutschen Empfindlichkeiten zu einem wesentlichen Teil auf die im Vergleich zu benachbarten europäischen Kultursprachen wie dem Englischen ‚verspätete Standardisierung‘ zurückzuführen ist, die wiederum mit dem Fehlen eines politischen und kulturellen Zentrums und anderen außersprachlichen Faktoren in Zusammenhang gebracht wird (Durrell 1999, von Polenz 1999: 232ff.).

In der neueren Sprachgeschichte, vor allem im 19. Jahrhundert, sind also nicht nur die linguistischen Wurzeln der heutigen Standardsprache zu suchen, sondern auch die Wurzeln zwiespältiger Sprachhaltungen und -einstellungen gegenüber Variation und Varietäten im Deutschen.

3 Variation als Wesensmerkmal von Standardsprache – Varietäten als Spiegel der pluralistischen Sprachgesellschaft

Als wichtiges Kennzeichen einer voll ausgebildeten Standardsprache wird häufig die Kodifizierung von Wortschatz, Grammatik und Rechtschreibung dieser Sprache gesehen.³ Entgegen der verbreiteten Vorstellung eines ‚reinen‘ Hochdeutsch, das in sprachlichen Codices festgeschrieben und dort einfach nachzuschlagen ist, bedeutet Standardisierung nicht Uniformität. Eine völlige Einheitlichkeit ist weder realistisch – nicht einmal unter Gebildeten (vgl. König 2000, Durrell 2004: 72) – noch wünschenswert. Nur tote Sprachen können ‚absolut standardisiert‘ sein (Milroy/Milroy 1985: 24).

Das vorrangige Ziel der Standardisierung einer Sprache ist es, die Variation so weit zu reduzieren, dass das Verständnis innerhalb der Sprachgemeinschaft sowie von Mitgliedern der Sprachgemeinschaft mit Sprechern anderer Sprachen erleichtert wird. Weitergehende Vereinheitlichungen sind ökonomischen (Buchdrucker), didaktischen (mutter- oder fremdsprachlicher Unterricht), aber eben auch ideologisch-politischen Motiven (s. Kap. 2) geschuldet. Wesentlich für lebende, natürliche Sprachen ist freilich, dass ein gewisses Maß an Variation in der Standardsprache immer bleibt. Im Deutschen finden sich standardsprachliche Varianten sowohl in der Aussprache (z. B. *könik/könich* für ‚König‘) als auch im Wortschatz (*Samstag/Sonnabend*) und sogar in der Grammatik (*ich habe/bin gestanden*).⁴ Einem Abbau von Varianten auf der einen steht zum Teil sogar die Entstehung neuer Varianten auf der anderen Seite gegenüber (z. B. die Aussprache von *König* mit einem *sch*-ähnlichen Auslaut, die es erst seit dem 19. Jahrhundert gibt, das Aufkommen von *Grapefruit* neben *Pampelmuse*, die Verbreitung der Konstruktion *ich bin am Arbeiten* statt *ich arbeite gerade* oder *ich tu arbeiten*). Variation ist freilich kein notwendiges Übel, sondern ein ebenso essentielles wie universelles Merkmal von Standardsprachen. Sie ist, wie die Beispiele zeigen, Voraussetzung und Indiz für Sprachwandel, der zum Teil auch gesellschaftlichen Wandel spiegelt. Vor allem aber spielen Varianten und Varietäten individuell und sozial eine zentrale Rolle im Ausdruck und in der Zuweisung regionaler oder sozialer Eigenheiten in einer Gesellschaft: Sprachli-

³ Sichtbarer Ausdruck der präskriptiven Normierung des Deutschen waren die amtliche Kodifizierung der Rechtschreibung (1901) und die halbamtliche Kodifizierung der Aussprache (1898) an der Wende zum 20. Jahrhundert.

⁴ Zu grammatischen Varianten in der Standardsprache vgl. insbesondere Götz (1995).

che Varianten sind nicht nur Symptome einer bestimmten Herkunft, sondern auch Mittel zur Konstruktion von sozialer Identität (vgl. Henn-Memmesheimer 2004). Von großer Bedeutsamkeit war gerade auch für die Sprachwissenschaft die Erkenntnis, dass „nicht das Vorhandensein, sondern das Fehlen von Variation in einer Sprechweise ein Zeichen von ‚Dysfunktionalität‘“ ist (Barbour/Stevenson 1998: 110).

Am Beispiel von Varianten und Varietäten soll im Folgenden diskutiert werden, wie sich nicht nur in der Existenz von Variation, sondern auch im sprachpolitischen Umgang mit ihr die pluralistische Sprachgesellschaft spiegelt. Aus der großen Bandbreite möglicher Variation im Deutschen (vgl. Barbour/Stevenson 1998: 3ff., Löffler 2005: 19) beschränke ich mich im Folgenden auf *regionale* Varianten und Varietäten. Ich verstehe darunter – aus Gründen, die im Verlauf des Beitrags deutlich werden sollen – auch ‚nationale Varianten‘ und ‚nationale Varietäten‘ des Deutschen.⁵ Meine Beispiele betreffen vor allem die so genannte ‚gesprochene

⁵ Für Leser, die mit der einschlägigen linguistischen Terminologie nicht vertraut sind, seien einige zentrale Termini, die in diesem Beitrag verwendet werden, kurz erläutert:

- *Variation* wird als Sammelbegriff für die in einer natürlichen Sprache auf beschreibbare Regeln rückführbare heterogene Menge von Formen verwendet.
- Als sprachliche *Variante* wird die Realisierung einer abstrakten, in ihrer Ausprägung veränderlichen linguistischen Einheit, der *Variablen*, bezeichnet. (Beispiele sind etwa die Aussprache des *g* in *König* als Reibelaut [ç] oder als Verschlusslaut [k] im Deutschen, das *-s* und das *-e* in *Balkons* bzw. *Balkone* als zwei mögliche Kennzeichnungen des Plurals im Deutschen, die Wörter *Samstag* und *Sonnabend* für die Bezeichnung des ‘Tags vor dem Sonntag’ oder die Phrasen *ich bin gestanden* und *ich habe gestanden* zum Ausdruck des Perfekts von *stehen*)
- Eine *Varietät* einer Sprache ist ein Subsystem innerhalb einer natürlichen Sprache, sozusagen eine ‚Sprache in der Sprache‘. Sie lässt sich idealerweise durch eine relativ stabile Teilmenge sprachlicher Varianten von anderen Subsystemen derselben Sprache abgrenzen. Diese Teilmengen stehen in Zusammenhang mit bestimmten außersprachlichen Merkmalen, z. B. der regionalen Herkunft der Sprecher oder einer typischen Kommunikationssituation. Als Varietäten des Deutschen zählen typischerweise Dialekte oder Soziolekte, aber auch die in den deutschsprachigen Ländern national verschieden ausgeprägten Formen der Standardsprache (*nationale Varietäten*, s. u.). Korrekterweise müsste man von *Standardvarietät* reden; damit wird deutlich gemacht, dass sie im Varietätengefüge einer Sprachbevölkerung nur eine von vielen möglichen Ausprägungen darstellt.
- Als *Register* wird eine Varietät bezeichnet, deren Merkmale an einen typischen kommunikativen Kontext gebunden sind (vgl. Durrell 2004: 73f.). Als

Standardsprache‘; im Prinzip (natürlich mit Ausnahme der Beispiele zur Aussprache) betreffen die zu diskutierenden Probleme jedoch die Standardsprache insgesamt.

4 Sprachpolitische Streiflichter zum Umgang mit Variation

4.1 Das Problem der ‚nationalen Varietäten‘ des Deutschen

Für das gegenwärtige Deutsch werden drei Varietäten der Standardsprachen angesetzt, die über eigene Kodifizierungen verfügen: schweizerisches Deutsch, österreichisches Deutsch und deutsches Deutsch (auch „deutschländisches Deutsch“). Diese Differenzierung hat ihre eigene sprachpolitische Geschichte: Mindestens bis in die 1970er Jahre dominierte in der Germanistik eine monozentrische Sichtweise auf die deutsche Sprache, in der das in der ehemaligen BRD bzw. in der DDR verwendete Deutsch in den Rang der Standardvarietät gehoben werden sollte. In Auseinandersetzung mit dieser „Binnendeutsch“-Ideologie (in deren Rahmen sich einige westdeutsche Sprachwissenschaftler auch nicht scheuten, das BRD-Deutsch zur Hauptvarietät zu erklären) wurde in den 1980er Jahren das Modell eines „plurizentrischen Deutsch“ entwickelt, das die in den deutschsprachigen Ländern gebräuchlichen Ausprägungen der Standardsprache auf eine Stufe stellen sollte (vgl. von Polenz 1999: 412ff.). Nicht von ungefähr kamen wesentliche Vorschläge und Diskussionsbeiträge von soziolinguistisch orientierten Germanisten aus dem eng-

Beispiele für Register werden in der linguistischen Literatur vor allem Berufssprachen bzw. Fachjargons genannt, aber auch informelle vs. formelle Sprech- und Schreibweisen. (Die Übergänge zum linguistischen *Stil*-Begriff sind hier fließend.)

Nationale Varietäten, Dia- und Regiolekte sowie Soziolekte – man könnte sie als *Varietäten i. e. S.* bezeichnen – enthalten so genannte *Schibboleths*, also Merkmale, die dem Sprecher gewissermaßen in die Wiege gelegt worden sind und die seine Herkunft ‚verraten‘ (vgl. das Schicksal der biblischen *Sibboleth*-Sprecher, der Ephraimiten, in Buch Richter 12, 5-6.). Demgegenüber handelt es sich bei *Register-Merkmalen* um solche, die erst im späteren Verlauf der Sprachsozialisation erworben werden, und die dem Sprecher eben erlauben, je nach Bedarf in einer bestimmten Situation ein bestimmtes ‚Register zu ziehen‘. (Dazu kann freilich auch zählen, dass man bestimmte regionale *Schibboleths* bewusst zur Erzielung bestimmter Handlungszwecke verwendet.) Die Gesamtheit an sprachlichen Varietäten (i. e. S.) und Registern, die einem Sprecher zur Verfügung stehen, bilden sein sprachliches *Repertoire* innerhalb seiner Muttersprache. Dieses Repertoire konstituiert die ‚innere Mehrsprachigkeit‘, die von Sprecher zu Sprecher verschieden breit gefächert ist.

lischsprachigen Raum (u. a. Clyne 1984), in dem das gleichberechtigte Nebeneinander verschiedener nationaler Varietäten des Englischen längst anerkannt war (*British English, American English, Australian English* etc.). Analog dazu wurde die Forderung erhoben, *schweizerisches Deutsch, österreichisches Deutsch* und *deutsch(ländisch)es Deutsch* als eigenständige nationale Standardvarietäten des Deutschen anzuerkennen.⁶

Das Konzept des plurizentrischen Deutsch schien in einer europapolitischen Entscheidung der 1990er Jahre internationale Anerkennung zu finden: Im Zuge der Beitrittsverhandlungen Österreichs mit der EU setzte die österreichische Delegation ein Protokoll durch, in denen 23 Austriazismen (*Beiried, Eierschwammerl, Erdäpfel, Faschiertes, Fisolen* etc.) aufgeführt wurden, die „in der deutschen Sprachfassung neuer Rechtsakte“ der EU „in geeigneter Form“ hinzuzufügen seien (vgl. die Dokumentation in Ammon 2004: 12f., vgl. auch Ammon im vorliegenden Band). Gewiss ging es hierbei auch um den sprachpolitischen Ausdruck nationaler Identität. Allerdings fragt sich, ob sich die Eigenständigkeit einer nationalen Varietät schon durch die Aufnahme von nur⁷ 23 Schibboleths für Kulinaria sichern lässt. In der Presse etwa wurde diese Maßnahme offenbar lediglich als Kuriosum aufgenommen. Entscheidend ist aber, ob die Bestimmung einen Widerhall im Sprachgebrauch findet. (Werden österreichische Gastwirte auf *Erdäpfel* und *Eierschwammerln* insistieren oder ihren deutschen Gästen zuliebe auf ihren Speisekarten doch *Kartoffeln* und *Pfifferlinge* schreiben – bzw. stehen lassen?)

Ein mit Händen zu fassendes Werk in der Nachfolge des Plurizentritäts-Modells ist das neue „Variantenwörterbuch des Deutschen“, das neben Merkmalen des Deutschen in der Schweiz, in Österreich und Deutschlands auch Varianten des Deutschen in Ostbelgien, Luxemburg, Liechtenstein und Südtirol erfasst, wo Deutsch ebenfalls Amtssprache ist (Ammon/Bickel/Ebner et al. 2004). Es ist ein ausdrückliches Anliegen der Bearbeiter dieses Wörterbuchs, „sprachliche Besonderheiten nationaler Zentren nicht als Abweichungen von einer nationenübergreifenden deutschen Standardsprache gelten [zu lassen], sondern als gleichberechtigt nebeneinander bestehende standardsprachliche Ausprägungen des Deutschen“ (ebd.: XXXII). Tatsächlich liegt mit diesem Wörterbuch die bisher

⁶ Ein wesentlicher Unterschied zu den nationalen Varietäten des Englischen oder auch des Französischen besteht freilich darin, dass diese sich zumeist in einem nicht zusammenhängenden Sprachgebiet entfalten konnten.

⁷ Man vergleiche: Das „Variantenwörterbuch des Deutschen“ erfasst „ca. 12.000 Wörter und Wendungen“; es dürfte also mit *mehreren Tausend* Austriazismen zu rechnen sein.

umfassendste Dokumentation der standardsprachlichen Variation in den deutschsprachigen Ländern vor. Fraglich bleibt jedoch, ob das mit der Dokumentation verbundene sprachpolitische Ziel erreicht werden kann. Zum einen ist es vielen Deutschen nicht bewusst (und man möchte hinzufügen: dieses Bewusstsein wird auch kaum zu erreichen sein), dass es „deutschländische“ Varianten gibt, die in anderen deutschsprachigen Ländern nicht gebräuchlich sind (von Polenz 1999: 416). Zum anderen sind bereits Zweifel laut geworden, ob schweizerdeutsche bzw. österreichische Varianten von Nicht-Sprachwissenschaftlern, für die das Wörterbuch schließlich geschrieben wurde, überhaupt als Standardvarianten aufgefasst werden. Dass schon schweizerdeutsche oder österreichische Lehrer dazu tendieren, „die eigenen nationalen Varianten zu korrigieren und durch Varianten Deutschlands zu ersetzen“, ist bekannt (Ammon 2004: 17). Eine neuere empirische Untersuchung zeigt außerdem, dass über die Gruppe der Normvermittler hinaus eine große Mehrheit befragter Deutschschweizer die schweizerdeutschen Varianten des Standarddeutschen schlichtweg „als schlechtes oder fehlerhaftes Hochdeutsch“ wertet (Scharloth 2005): So müsste ein Satz wie *Der Postler ist mit dem Tram zur Beiz* nach Setzung der Wörterbuchbearbeiter Standarddeutsch sein; die allermeisten Probanden empfinden Helvetismen wie *Postler*, *Tram* oder *Beiz* jedoch als schlechteres Standarddeutsch, das in bestimmten Kontexten und Medien nicht angemessen ist – auch bei durchweg positiven Grundeinstellungen zum Schweizerhochdeutschen. Ähnliche Fälle „linguistischer Schizophrenie“ von Sprechern werden auch aus Österreich gemeldet (vgl. ebd.). Es fragt sich daher, ob die Sprachwissenschaft mit dem Plurizentritätskonzept nicht einen Gegenstand geschaffen hat, der sich im sprachpolitischen Diskurs verselbständigt hat, ohne dass er „in der Wahrnehmung der Sprecher existierte, geschweige denn ein relevanter Faktor im Alltagshandeln wäre“ (ebd.).

Ein Kuriosum des Plurizentritätsmodells ist schließlich das Schicksal von „BRD-“ und „DDR-Deutsch“. Beiden wurde zumindest in der Fachliteratur bis 1990 noch der Status von „Nationalvarietäten“ zugebilligt (vgl. Clyne 1984: 41, Ammon 1986: 28, Hartung 1990: 462). Das „DDR-Deutsch“ verfügte auch durchaus über eine eigene Kodifizierung, was als notwendiges Kriterium für den Status als nationales „Vollzentrum“ genannt wird (Ammon/Bickel/Ebner 2004: XXXI). Nominell aber haben die Ereignisse der deutschen Wiedervereinigung zu der absurd erscheinenden Situation geführt, dass die nationale Varietät „DDR-Deutsch“ buchstäblich über Nacht vom 2. auf den 3. Oktober 1990 verschwunden ist. (Im Nachhinein führte dies zu terminologischen Klimmzügen: Die beiden deutschen „Nationalvarietäten“ wären im Grunde nur „Staatsvarietäten“

gewesen, da ja möglicherweise die nationale Einheit während der deutschen Teilung durchgängig bestanden hatte, vgl. Ammon 1995: 386, von Polenz 1999: 414). Nun lässt sich aber nicht bestreiten, dass sich die sprachlichen und kommunikativen Unterschiede keineswegs in Luft aufgelöst haben, sondern den Diskurs über West-Ost-Gegensätze bis heute mitprägen. Davon zeugt allein schon die umfangreiche Forschungsliteratur zu diesem Thema. Aus ostdeutscher Sicht wird gar ein „neuer Separatismus“ beklagt (Creutziger 1997: 91), der darin zum Ausdruck komme, dass Ostdeutsches – mehr oder weniger bewusst – als das ‚Auffällige‘, ‚Markierte‘ und deutsch-deutsche Sprach- und Kommunikationsprobleme damit letztlich als Probleme der Ostdeutschen bei der Anpassung an das zur Norm erhobene ‚BRD-Deutsche‘ dargestellt würden. Es ist wohl nicht zu weit gegriffen, darin ein Symptom für die auch politisch noch ausstehende ‚Wiedervereinigung‘ (mit einer gemeindeutschen Verfassung) zu sehen – am 3. Oktober 1990 erfolgte eben bloß ein ‚Beitritt‘ der von fünf neuen Bundesländern zum provisorischen ‚Grundgesetz‘ (vgl. ebd.).

4.2 Regionale Variation und Standardsprache

Als Synonym für „plurizentrisches Deutsch“ war eine Zeit lang auch die Bezeichnung „plurinationales Deutsch“ im Schwange, sie wurde zwischenzeitlich sogar favorisiert (Ammon 1995: 49). Letztlich erwies sie sich jedoch nicht nur in politischer Hinsicht als problematisch – der Ausdruck ‚national‘ gehört „zu den verhängnisvollsten politischen Leerformeln der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ (von Polenz 1988: 200) –, sondern auch aus linguistischen Gründen, denn „plurinationales Deutsch“ suggeriert eine weitgehende Homogenität der nationalen Varianten und Varietäten, die in der Wirklichkeit schlicht nicht besteht. Dies sei an dreien der oben genannten Beispiele illustriert: Für das deutsche Deutsch müssten danach entweder Rachen-[ʀ] oder Zungen-[ʀ], *Sonnabend* oder *Samstag*, *ich habe gestanden* oder *ich bin gestanden* als nationale Variante gelten. Ließe man jeweils tatsächlich nur eine Variante als standardsprachlich zu, würde man in jedem Fall den ‚normalen‘, auch in öffentlichen Situationen üblichen Sprachgebrauch von Muttersprachlern großer Regionen als ‚unkorrekt‘ qualifizieren – im Bereich der Aussprache eben auch Varianten, die viele Sprecher (selbst gebildete) auch gar nicht anders artikulieren *können*. Sprachnormierungen haben aber nur dann Aussicht auf breite Akzeptanz, wenn sie sich am Sprachgebrauch orientieren. Die Realität des Sprachgebrauchs sieht zurzeit noch so aus, dass sie bis in öffentlich-formelle Register hinauf nicht von sprachlicher

Homogenität, sondern von einer ausgesprochenen Heterogenität geprägt ist, die von regionalen Varianten der Standardsprache bis hin zu verschiedenen Dialekten (besonders in der Schweiz) reicht. Sprachnormen müssen also, wenn sie denn schon nötig sind,⁸ flexibel sein und Variation einbeziehen.

Die Dialekte stehen gewissermaßen am ‚kleinräumigen‘ Ende der regionalen Variation im Deutschen. Sie sind bekanntlich in den ländlichen Gebieten Mittel- und Süddeutschlands und Österreichs sowie flächendeckend in der deutschsprachigen Schweiz in der alltäglichen gesprochenen Kommunikation gegenwärtig, eben *auch* in formaleren Gebrauchskontexten. Für den größten Teil Norddeutschlands⁹ sowie auch städtische Regionen Österreichs und der Südhälfte Deutschlands spielen sie heute jedoch im öffentlichen Reden kaum eine Rolle mehr. An ihre Stelle ist zum Teil das getreten, was als ‚Regiolekte‘, ‚neuer Substandard‘, ‚regionale Umgangssprachen‘ oder auch ‚städtische Umgangssprachen‘ bezeichnet wird. Für viele Linguisten sind etwa das Ruhrgebietsdeutsch oder das Berlinische keine Dialekte mehr, sondern ‚Umgangssprachen‘ bzw. regionale Ausprägungen des Standards, die durchaus Merkmale der früher dort gesprochenen niederdeutschen Dialekte aufweisen, sich aber insgesamt ganz klar von diesen unterscheiden. Vielen Laien (inkl. Journalisten) und selbst manchen Linguisten kommen regionale Ausprägungen des Standards und Umgangssprachen freilich oft als ‚Dialekte‘ vor (z. B. *Der Gysi mit seinem Berliner Dialekt!*, *wenn Stoiber im Bundestag bairisch redet* oder gar *‚bayerisch‘*, *Adenauers rheinischer Dialekt* etc.).

Während germanistischen Sprachwissenschaftlern eine Bestimmung von Dialekten relativ wenig Schwierigkeiten bereitet und manche auch zu

⁸ Zu denken ist insbesondere an Schule und den Unterricht ‚Deutsch als Fremdsprache‘.

⁹ Die akute Gefährdung der niederdeutschen Dialekte ist ein Hintergrund des Politikums, dass das Niederdeutsche mit Wirkung vom 1. Januar 1999 als schützens- und förderungswürdige Regionalsprache in die „Europäische Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ aufgenommen wurde. (Als Minderheitensprachen in Deutschland gelten nach der Charta das Dänische, das Ober- und Niedersorbische, das Nord- und Saterfriesische sowie das Romani der deutschen Sinti und Roma.) Hinter der alten linguistischen Frage, ob das Niederdeutsche „eigenständige Sprache oder Varietät einer Sprache“ ist (Menke 1998), verbergen sich freilich auch politische Fallstricke verschiedenster Art, vor allem die Frage, in welchem Maße nötige Finanzmittel für kulturelle Einrichtungen und für Lehrpersonal an Schulen und Universitäten bereitzustellen sind, damit die aktiven Schutzmaßnahmen ergriffen werden können, für die sich die fünf norddeutschen Bundesländer einhellig ausgesprochen haben (vgl. Menge 1997).

wissen glauben, wie man die Standardvarietät abgrenzen kann, ist es ein notorisches Problem, den gesamten Bereich ‚oberhalb‘ der Dialekte und ‚unterhalb‘ der Standardsprache (notabene: ein Konstrukt!) terminologisch und explanatorisch in den Griff zu bekommen. Die Bezeichnung ‚Regiolekt‘ legt nahe, dass es sich um eine diskrete Varietät handeln könnte. Diese zu beschreiben, ist jedoch bisher nicht in befriedigender Weise gelungen. Das hat wohl weniger mit den zur Verfügung stehenden linguistischen Verfahren zu tun als mit der Instabilität des Gegenstands: Die Sprachwirklichkeit kennt eben keine Einteilungen, sondern eher einen „Datensalat“ (Löffler 2005: 20, Anm. 28). Das Ruhrgebietsdeutsche wie auch das Berlinische mögen über einigermaßen stabile Merkmale verfügen; für die meisten anderen regionalen Umgangssprachen mag dies weniger zutreffen – zumindest sind solche Merkmale für sie bisher noch nicht hinreichend beschrieben (vgl. Mihm 2000: 2113ff.). So geht man denn bei verschiedenen Konzeptualisierungen des Bereichs zwischen Standardvarietät und Dialekt – beim ‚neuen Substandard‘ (Bellmann 1983) wie auch bei den ‚regionalen Umgangssprachen‘ – davon aus, dass man keine eigene Varietät, sondern ein Kontinuum von sprachlichen Realisierungsformen zu beschreiben hat (Durrell 1998).¹⁰ Die Unterschiede zu den Dialekten sind mehr oder weniger ausgeprägt, in Norddeutschland erscheinen sie besonders deutlich. Nach ‚oben‘, also zur Standardvarietät hin, sind die Übergänge aber überall dort, wo es so etwas wie Umgangssprachen gibt, prinzipiell offen – aus der Sicht der Standardsprache heißt dies aber auch: Nach ‚unten‘, nämlich zu den Umgangssprachen hin, ist vieles möglich! Im Sprachgebrauch des „Variantenwörterbuchs“ (Ammon/Bickel/Ebner et al. 2004) lautet es bei Zweifelsfällen: „Grenzfall des Standards“.

Allein auf Grund dieser Grauzone wird schon deutlich, warum es auch *innerhalb* der nationalen Grenzen keine einheitliche Standardsprache geben kann. Dokumentiert ist die regionale Variation der deutschen Standardvarietät außer im genannten „Variantenwörterbuch“¹¹ etwa im „Atlas

¹⁰ Die Bezeichnung ‚neuer Substandard‘ (als ‚alter Substandard‘ gelten danach die Dialekte) ist, wie ‚Hochsprache‘, wegen der ihr innewohnenden Wertung belastet – man könnte geradezu sagen: politisch unkorrekt. ‚Umgangssprachen‘ (im Plural!) in der Spezifizierung ‚regionale Umgangssprachen‘ oder ‚städtische Umgangssprachen‘ hat sich, wenn auch als Notbehelf und trotz der Bedenken, die wegen der Mehrdeutigkeit des Worts vorgebracht wurden (vgl. Durrell 2004: 70f.), einstweilen als Bezeichnung für diesen Zwischenbereich durchgesetzt.

¹¹ Das Wörterbuch verzeichnet die regionalen Varianten des Standarddeutschen ausführlich, kann aber natürlich nicht erschöpfend und wird im Einzelnen auch

zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ (König 1989) oder auch in einem Werk mit dem irreführenden Titel „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen (WDU)“ (Eichhoff 1977-2000), der eben nicht nur „umgangssprachliche“ (im oben definierten Sinne), sondern auch standardsprachliche Varianten ausweist und darüber hinaus nicht nur Wort-, sondern auch Aussprache- und grammatische Varianten enthält.¹² Möller (2003: 288) zeigt als Ergebnis einer dialektometrischen Auswertung der Karten des WDU Sprachgebrauchsräume innerhalb der nationalen Grenzen, die neben dem bekannten Nord-Süd-Gegensatz etwa für Deutschland noch deutliche Gegensätze zwischen dem mitteldeutschen und dem süddeutschen Sprachgebiet zeigen, aber innerhalb dieser Gebiete auch jeweils einen deutlichen Ost-West-Unterschied.¹³ Die Grenzen dieser Räume stimmen nur zum Teil mit den Verbreitungsräumen der alten Dialekte überein. Auffällig sind die Grenzen, die „die politische Geographie des 19. und 20. Jahrhunderts“ (ebd.: 291) widerspiegeln. Das betrifft vor allem die Nord-Süd-Grenze, die sich eben nicht entlang der phonologiegeschichtlich bedeutsamen Grenzlinie zwischen dem nieder- und dem hochdeutschen Sprachraum („Benrather Linie“) findet, sondern weiter südlich auf der Höhe des ansonsten eher mentalitätsgeschichtlich wichtigen ‚Mainlinie‘, die ungefähr die Südgrenze des preußischen Einflussgebietes vor 1871 bildet (Durrell 1989).

Angesichts dieser nachweisbaren regionalen Unterschiede auch in den verschiedenen Standardvarietäten ist vorgebracht worden, dass man statt von einem ‚plurinationalen Deutsch‘ doch eher von einem ‚pluriarealen Deutsch‘ (Wolf 1994: 74) oder einer ‚regionalen Plurizentrität‘ sprechen müsse (Reiffenstein 2001: 88). Ein weiterer Einwand gegen die Plurizentritäts-/Plurinationalitäts-Konzept lautet, dass viele regionale Spracheigenheiten grenzübergreifend sind, so konvergieren etwa „die oberdeutschen Dialektregionen in Deutschland und Österreich im Gebrauch des Standarddeutschen stärker als die Regionen Deutschlands im Ganzen“ (Scharloth 2005: Anm. 3).

Dies sind keineswegs rein terminologische Scharmützel. Es geht im Grunde um die Weiterführung der sprachpolitischen Diskussion über den

nicht immer zutreffend sein. Als empirisches Korrektiv vgl. etwa die Karten des WDU (Eichhoff 1977-2000) sowie die Karten, die Robert Möller und ich nach Daten einer Internet-Befragung erstellt haben (abzurufen unter [www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/...](http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/germanistik/sprachwissenschaft/)).

¹² Ausgewählte Karten aus beiden Werken finden sich im „dtv-Atlas Deutsche Sprache“ von König (2004: 232ff.).

¹³ Ein Ost-West-Gegensatz findet sich auf der Karte auch für Österreich; in der Schweiz hat offenbar das Wallis eine sprachliche Sonderstellung.

Status einer Standardsprache als homogener ‚Einheitssprache‘ vs. einer – in gewissen Grenzen – heterogenen Standardsprache und dem Raum, der darin der Variation gegeben wird. Die Schwierigkeiten einer Differenzierung regionaler Variation aus linguistischer Sicht liegen also offen zu Tage. Wie wird nun sprachpolitisch damit verfahren? Ich konzentriere mich im Folgenden auf Fallbeispiele sprachpolitischen Umgangs mit Variation unter Normverfassern und Normvermittlern (also im Wesentlichen Sprachexperten in der Wissenschaft, in der Didaktik und in Redaktionen).¹⁴

In bildungspolitischer und sprachdidaktischer Hinsicht spielten und spielen Variation und Varietäten des Deutschen vor allem in zwei Bereichen eine Rolle: zum einen in Bezug auf die Frage, welches Deutsch Nicht-Deutschen beigebracht werden soll, und zum anderen in der Diskussion um Nichtstandard-Varietäten als Sprachbarrieren.

Die Behandlung von sprachlicher Variation ist für den Unterricht des Deutschen als Fremdsprache (DaF) eine grundsätzliche, aber bisher zu wenig gewürdigte Frage: Erleichtert oder erschwert man DaF-Lernern das Erlernen der deutschen Sprache, indem man die Variation des Deutschen berücksichtigt? Sollte man Anfängern „eine einheitliche Sprachform“ anbieten oder die tatsächliche Variation in angemessener Weise berücksichtigen (Durrell 2004: 70)? Dass für die gesprochene Sprache im DaF-Unterricht informelle Register der Standardsprache in den Vordergrund zu stellen sind, erscheint schon fast selbstverständlich, zumal diese „die übliche Sprechsprache der Gebildeten“ repräsentierten (ebd.: 77). Schon die muttersprachlichen Lektoren und Sprachassistenten bringen informelle Register und ihre regionaltypischen Eigenheiten der Standardausprache mit. Wenn aber etwa die deutsche Abteilung einer Universität im Ausland nicht den Vorzug genießt, mehrere Lektoren aus verschiedenen deutschsprachigen Ländern und Regionen zu haben, dann leuchtet die Notwendigkeit ein, verschiedene Varianten zu unterrichten, um Lernern den ‚Praxisschock‘ bei der ersten Bestellung *eines Brötchens/einer Semmel/eines Mutschlis* etc. zu ersparen. Es finden sich daher immer häufiger – von sprachwissenschaftlicher wie auch von DaF-didaktischer Seite – Plädoyers dafür, auch räumliche Variation stärker im DaF-Unterricht zu thematisieren (vgl. König 1991 u. 1997, Baßler/Spiekermann 2001/02, Ehnert et. al 2002, Huneke/Steinig 2002: 42ff.).

In der Diskussion um die schulische Behandlung von Nichtstandard-Varietäten standen sich gerade in der bildungspolitischen Aufbruchphase

¹⁴ Zur Rolle der am Normierungsprozess und der Umsetzung von sprachlichen Normen beteiligten Gruppen vgl. Gloy (1998: 399ff.).

der späten 1960er und der 1970er Jahre zwei Positionen gegenüber (vgl. Barbour/Stevenson 1998: 199ff., Neuland 2004): Vertreter des einen Lagers stellten Nichtstandard-Varietäten einer angenommenen bzw. als wünschenswert hingestellten Homogenität der „Einheitssprache“ gegenüber und sahen – im Interesse einer Chancengleichheit – die Aufgabe des Schulunterrichts (vor allem des Deutschunterrichts) in einer Hinführung der Schüler zu den kodifizierten Normen der Grammatik, der Rechtschreibung und der Aussprache. Vertreter des anderen Lagers plädierten für eine Anerkennung auch von Nichtstandard-Formen im Unterricht – entweder im Rahmen eines erweiterten Standardsprachen-Begriffs oder in Form einer Berücksichtigung von ‚Nichtstandardvarianten‘, mit denen die Schüler aufgewachsen waren.

Im Sinne der ersten Sichtweise erwies sich die Gleichsetzung von sozialen Unterschichten mit Nichtstandard-Varietäten und Nichtstandard-Varietäten mit Dialekten im deutschsprachigen Raum als folgenreichste Simplifizierung im bildungspolitischen Umgang mit regionalen Varietäten im Deutschen (vgl. Barbour/Stevenson 1998: 199ff.).¹⁵ Zielscheibe der sprachkompensatorischen Bemühungen oder des bildungspolitischen Eifers waren also vor allem die Dialekte, die als Handikap von Schülern angesehen wurden und deshalb möglichst weit zurückzudrängen, wenn nicht „auszurotten“ seien (Ammon/Kellermeier 1997: 25f.). Es ist recht typisch für die Sprachbarrierenforschung dieser Zeit, dass man vor allem soziale Nachteile von Dialektprechern intensiv untersuchte, soziale Vorteile aber offenbar überhaupt nicht (Ammon 1983: 1506). Die schlimmsten Auswüchse der kompensatorischen Spracherziehung sind inzwischen Vergangenheit (vgl. Löffler 1994: 179), und heute glaubt auch kein ernstzunehmender Sprachwissenschaftler mehr an kognitive Defizite von Schülern, die darauf zurückzuführen wären, dass sie mit einer Nichtstandard-Varietät als Muttersprache aufwuchsen. (Sonst müsste etwa die gesamte Deutschschweizer Bevölkerung in gravierender Weise depriviert sein.)

Allerdings haben sich die mit der ‚Dialekt-als-Sprachbarriere‘-Diskussion verknüpften Denkschemata der älteren Soziolinguistik – insbesondere die höchst suggestive Barriere-Metapher – gerade noch bei Lehrern erhalten, die in den späten 1960er und 1970er Jahren studierten.

¹⁵ Insbesondere in der Rezeption der Code-Theorie des Soziologen Basil Bernstein wurde es auf diese Weise unternommen, das Verhältnis von Sprachvarietäten und Sozialstrukturen in der britischen Gesellschaft der 1950er und 1960er Jahre mit ihrer relativ scharfen Trennung von Ober-, Mittel- und Unterschicht auf deutsche Verhältnisse zu übertragen.

Auch heute begegnet man noch Studienanfängern, denen aus dem nicht-literarischen Anteil ihres gymnasialen Deutschunterrichts vor allem die Begriffe von ‚restringiertem Code‘ und ‚elaboriertem Code‘ präsent sind. Dass dieses Paradigma sogar noch in Linguistenköpfen herumspukt, zeigte vor einigen Jahren der anachronistisch anmutende Versuch, die bildungspolitische Sprachbarrieren-Diskussion wiederzubeleben: Zur Ursache von Sprachbarrieren wurden diesmal jedoch nicht Dialekte, sondern wurde nunmehr eine regionale Umgangssprache erklärt, nämlich ‚Ruhrdeutsch‘ (Kellermeier 1997, 2000). Dass dieser „Versuch eines Diskussions-Erweckungsküsschens“ (Ammon/Kellermeier 1997) bisher ohne positives Echo geblieben ist, liegt nicht nur an dem fehlenden empirischen Nachweis eines Zusammenhangs zwischen Standard-/ Nonstandardsprechen („Standardsprecher“ vs. „Nur-Ruhrdeutschsprecher“, ebd.: 33) und Schulerfolg,¹⁶ sondern auch an einer mangelnden terminologischen und begrifflichen Präzision in Bezug auf den Status der untersuchten Sprachformen.

Damit komme ich zurück auf das Problem der Unterscheidung zwischen Variation der Standardsprache und ‚Sub-‘ oder ‚Nonstandard‘:

- Eine Aussprache wie *Tach* oder *Berch* für *Tag* und *Berg*, *Ferd* für *Pferd* und *ich glaub* für *ich glaube*,
- eine Konstruktion wie *da weiß ich nichts von* statt *davon weiß ich nichts*,
- oder die Verwendung des Worts *Gedöns*

sind keineswegs Besonderheiten des „Nonstandards“ ‚Ruhrdeutsch‘ (wie in den Listen von Ammon/Kellermeier 1997: 33f. und Kellermeier 2000: 129f. suggeriert wird), sondern regionale – im Falle von *ich glaub* sogar überregionale – Varianten des Standards. Viel grundsätzlicher ist aber eine bildungsideologische Position, das sich hinter solchen Einordnungen verbirgt: Das eigentliche Problem ist wohl nicht das Sprachverhalten der Schüler (die im Zweifel nicht anders sprechen als mancher Politiker, Profifußballer oder auch Lehrer), sondern die sprachliche Intoleranz bzw. die Einstellung zur Sprachvariation bei Normvermittlern und Wissen-

¹⁶ Die „kleine, nicht auf Repräsentativität abzielende Untersuchung“ (Ammon/Kellermeier 1997: 33), auf deren Grundlage die Hypothese von der ‚Umgangssprache als Sprachbarriere‘ überhaupt beruht, weist – soweit man das Untersuchungsdesign überhaupt erkennen kann – bekannte Kardinalfehler solcher Untersuchungen auf (zur Kritik vgl. auch Menge 2000: 345ff.), v. a. die Herstellung kausaler Zusammenhänge bei nur korrelativen Daten sowie die Vernachlässigung sozialer Daten.

schaftlern, die zu wissen meinen, was die Norm ist (vgl. Menge 2000: 346).

5 Fazit

Dass es Varietäten und Varianten im Deutschen gibt, wird niemandem, der sich mit offenen Augen und Ohren im deutschen Sprachraum bewegt, fremd sein. Davon unberührt ist der verbreitete Glaube, dass es so etwas wie *das* ‚Hochdeutsch‘ mit eindeutigen Korrektheitsnormen gibt. Es lässt sich argumentieren, dass diese Auffassung Produkt einer National- und Einheitssprachenideologie ist, die sowohl den öffentlichen Diskurs als auch die standardsprachliche Erziehung des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt hat (vgl. von Polenz 1999: 229ff.).

In Befragungen zur regionalen Variation im Deutschen zeigt sich immer wieder ein widersprüchlich erscheinendes Einstellungsmuster in der Sprachbevölkerung: Einer grundsätzlichen Wertschätzung von regionalen Formen (besonders in Nord- und Westdeutschland) steht gleichzeitig eine auffällige Intoleranz gegenüber dem Gebrauch von regionalen Varianten und Varietäten (besonders anderer Regionen) in bestimmten Kontexten wie Schule etc., bestimmten Berufen und in den Medien gegenüber.

Ähnlich zwiespältig erscheint der hier diskutierte wissenschafts- und bildungspolitische Umgang mit regionaler Variation: Auf der einen Seite wird ein Plurizentritäts-/Plurinationalitäts-Konzept vertreten und weiterhin anerkannt, das gegenüber früheren monozentrischen Dogmen durchaus einen Fortschritt darstellt, indem es einen gewissen sprachpolitischen Proporz zwischen den deutschsprachigen Ländern mit einem gleichberechtigten Nebeneinander ihrer ‚nationalen Varietäten‘ herstellt. Auf der anderen Seite werden – zum Teil von denselben Autoren – regionale Unterschiede, also gleichfalls ‚horizontale‘ Grenzen, mit ‚vertikalen‘ Abstufungen verknüpft und Grenzfälle zwischen Standardvarietäten und Nonstandardvarietäten gezogen, die keine messbare Realität im Sprachgebrauch haben.¹⁷ Man muss sich fragen, ob hierdurch nicht erst Barrieren aufgebaut werden.

Die sprachlich divergierende Kraft politischer Grenzen lässt sich nicht bestreiten. Allerdings verschwinden die sprachlichen Unterschiede nicht,

¹⁷ Auch Ungereimtheiten bleiben nicht aus: Gerade ein in Wort wie *Erdapfel*, das ja durch die Aufnahme in die EU-Amtssprache als standardsprachlich geadelt ist, erscheint etwa im „Variantenwörterbuch“ (Ammon/Bickel/Ebner et al. 2004) selbst für Österreich als einer der berüchtigten „Grenzfälle des Standards“.

wenn politische Grenzen fallen, und sie sind auch nicht sofort bemerkbar, wenn Grenzen entstehen. Vielmehr treten sprachliche Folgen bzw. Nachwirkungen politischer Teilung und politischer Einigung mit unterschiedlicher, nicht vorhersagbarer Geschwindigkeit im Sprachgebrauch zu Tage – oft erst bzw. noch nach Jahrzehnten, manchmal erst nach Jahrhunderten. Sprachpolitische Konzeptionalisierungen von Variation in einer Sprache wie dem Deutschen haben Realitäten der regionalen Standardisierung (Spiekermann 2005) bzw. der regionalen Gebrauchsstandards (Berend 2005) im gegenwärtigen Deutsch Rechnung zu tragen, die wiederum einen flexiblen Umgang mit dem Begriff von ‚Standard‘ erfordern (vgl. das *Pflaschter-Flaster*-Beispiel).

Viele Probleme mit sprachlicher Variation in der pluralistischen Sprachgesellschaft werden nicht beseitigt, sondern entstehen erst dadurch, dass herausgehobene Mitglieder der Sprachbevölkerung explizit als Normsetzer und Normvermittler in bestehende Sprachverhältnisse eingreifen, indem sie *bestimmte* Varianten als ‚normal‘, als ‚richtig‘, als ‚stilistisch gut‘, als ‚ästhetisch wertvoll‘ etc. darstellen, festschreiben oder kodifizieren.¹⁸ Die Schwierigkeit besteht darin, die Waage zu halten zwischen dem, was für die Vermittlung des Deutschen als Mutter- oder Fremdsprache notwendig ist, dem, was keine Mitglieder der pluralistischen Sprachbevölkerung benachteiligt – und dem, was über diese beiden Ziele hinauschießen könnte.

Literatur

- Ammon, Ulrich (1983): Soziale Bewertung des Dialektsprechers: Vor- und Nachteile in Schule, Beruf und Gesellschaft. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): *Dialektologie*. 2. Halbbd. Berlin, New York: de Gruyter. 1499-1509.
- Ammon, Ulrich (1986): *Sprache – Varietät/Standardvarietät – Dialekt*. Universität Duisburg: L.A.U.D.
- Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich (2004): Sprachliche Variation im heutigen Deutsch: nationale und regionale Standardvarietäten. In: *Der Deutschunterricht* 56:1, 8-17.
- Ammon, Ulrich/Hans Bickel/Jakob Ebner (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die deutsche Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutsch-*

¹⁸ Vom Streit um das ‚lutherische -e‘ bis zur jüngsten Orthographiediskussion ließen sich zahllose Beispiele aus der neueren Sprachgeschichte des Deutschen aufführen.

- land sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Berlin u. a.: de Gruyter.
- Ammon, Ulrich/Birte Kellermeier (1997): Dialekt als Sprachbarriere passé? 25 Jahre danach: Versuch eines Diskussions-Erweckungsküsschens. In: Deutsche Sprache 25, 21-38.
- Barbour, Stephen/Patrick Stevenson (1998): Variation im Deutschen. Soziolinguistische Perspektiven. Berlin: de Gruyter.
- Baßler, Harald/Helmut Spiekermann (2001/02): Regionale Varietäten des Deutschen im Unterricht Deutsch als Fremdsprache. Teil (I) in: Deutsch als Fremdsprache 38, 205-213; Teil (II) in: Deutsch als Fremdsprache 39, 31-35.
- Bellmann, Günter (1983): Probleme des Substandards im Deutschen. In: Mattheier, Klaus J. (Hg.): Aspekte der Dialekttheorie. Tübingen: Niemeyer. 105-130.
- Berend, Nina (2005): Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In: Eichinger/Kallmeyer (2005), 143-170.
- Clyne, Michael (1984): Language and society in the German-speaking countries. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.
- Coulmas, Florian (1985): Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung. Berlin, New York: de Gruyter.
- Creutziger, Werner (1997): Heutiges Deutsch und neuer Separatismus. In: Schmirber, Gisela (Hg.): Sprache im Gespräch. Zu Normen, Gebrauch und Wandel der deutschen Sprache. München: Akademie für Politik und Zeitgeschehen, Hanns-Seidel-Stiftung e. V. 88-93.
- Durrell, Martin (1989): Die „Mainlinie“ als sprachliche Grenze. In: Putschke, Wolfgang/Werner Veith/Peter Wiesinger (Hgg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Marburg: Elwert, 89-109.
- Durrell, Martin (1998): Zum Problem des sprachlichen Kontinuums im Deutschen. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 26, 17-30.
- Durrell, Martin (1999): Standardsprache in England und Deutschland. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 27, 285-308.
- Durrell, Martin (2004): Variation im Deutschen aus der Sicht von Deutsch als Fremdsprache. In: Der Deutschunterricht 56:1, 69-77.
- Ehnert, Rolf/Stephanie Fuchs/Daniela Hertrampf (2002): Regiolekte in der Ausbildung von LehrerInnen für Deutsch als Fremdsprache. In: Kühn, Ingrid/Marianne Lehker (Hg.): Deutsch in Europa – Muttersprache und Fremdsprache. 2., durchges. Aufl. Frankfurt am Main u. a.: Lang. 197-222.
- Eichhoff, Jürgen (1977-2000): Wortatlas der deutschen Umgangssprachen. Bd. I/II: Bern: Francke [1977/78]; Bd. III: München u. a.: Saur [1993]; Bd. IV: Bern, München: Saur [2000].
- Eichinger, Ludwig/Werner Kallmeyer (Hg.)(2005): Standardvariation: Wie viel Variation trägt die deutsche Sprache? Berlin, New York: de Gruyter.
- Gloy, Klaus (1998): Sprachnormierung und Sprachkritik in ihrer gesellschaftlichen Verflechtung. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 1 (HSK 2.1). Berlin, New York: de Gruyter. 397-406.
- Götz, Ursula (1995): Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen. In: Sprachwissenschaft 20, 222-238.

- Grimm, Jacob/Wilhelm Grimm (1854): Deutsches Wörterbuch. Bd. 1. Leipzig: Hirzel.
- Hartung, Wolfdietrich (1990): Einheitlichkeit und Differenziertheit der deutschen Sprache. In: Zeitschrift für Germanistik 11, 447-466.
- Henn-Memmesheimer, Beate (2004): Handlungsspielräume im sprachlichen Variationsfeld. In: Der Deutschunterricht 56:1, 26-40.
- Huneke, Hans-Werner/Wolfgang Steinig (2002): Deutsch als Fremdsprache. Eine Einführung. 3., überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Schmidt.
- IDS-Grammatik (1997) = Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter.
- Kellermeier, Birte (1997): Ruhrdeutsch als Sprachbarriere? Neue Untersuchungen. In: Der Deutschunterricht 49, H.4, 92-96.
- Kellermeier, Birte (2000): Gibt es in Duisburg auch (noch) eine Sprachbarriere? In: Stellmacher, Dieter (Hg.): Dialektologie zwischen Tradition und Neuansätzen. Beiträge der internationalen Dialektologentagung, Göttingen, 19.-21. Oktober 1998. Stuttgart: Steiner. 126-135.
- König, Werner (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd 1: Text. Bd 2: Tabellen und Karten. Ismaning: Hueber.
- König, Werner (1991): Welche Aussprache soll im Unterricht ‚Deutsch als Fremdsprache‘ gelehrt werden? Ein Plädoyer für ausgangssprachenorientierte Lehrnormen. In: Deutsche Sprache 19, 16-32.
- König, Werner (1997): Phonetisch-phonologische Regionalismen in der deutschen Standardsprache. Konsequenzen für den Unterricht ‚Deutsch als Fremdsprache‘? In: Stickel, Gerhard (Hg.): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin, New York: de Gruyter. 246-268.
- König, Werner (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: Annelies Häcki Buhofer (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Tübingen, Basel: Francke, 2000. 87-98.
- König, Werner (2004): dtv-Atlas Deutsche Sprache. Mit 155 Abbildungsseiten in Farbe. 14., durchges. u. aktual. Aufl. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Löffler, Heinrich (1994): Germanistische Soziolinguistik. 2., überarb. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Löffler, Heinrich (2005): Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache? Begriffsklärung: Standard und Gegenbegriffe. In: Eichinger/Kallmeyer (2005), 7-27.
- Menge, Heinz H. (1997): Zum Stand des Niederdeutschen heute. Oldenburg: Isensee.
- Menge, Heinz H. (2000): Sprachgeschichte des Ruhrgebiets. In: Macha, Jürgen / Elmar Neuß / Robert Peters (Hgg.) unter Mitarbeit von Stephan Elspaß: Rheinisch-Westfälische Sprachgeschichte. Köln, Weimar, Wien: Böhlau. 337- 347.
- Menke, Hubertus (1998): Niederdeutsch: Eigenständige Sprache oder Varietät einer Sprache? In: Schmitsdorf, Eva/Nina Hartl/Barbara Meurer (Hgg.): Lingua Germanica. Studien zur deutschen Philologie. Jochen Splett zum 60. Geburtstag. Münster u. a.: Waxmann. 171-184.

- Mihm, Arend (2000): Die Rolle der Umgangssprachen seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner et al. (Hgg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl. Bd. 2 (HSK 2.2). Berlin, New York: de Gruyter. 2107-2137.
- Milroy, James / Lesley Milroy (1985): *Authority in Language. Investigating Language Prescription and Standardisation*. London, New York: Routledge and Kegan Paul.
- Möller, Robert (2003): Zur diatopischen Gliederung des Alltagssprachlichen Wortgebrauchs. Eine dialektometrische Auswertung von Jürgen Eichhoff, Wortatlas der deutschen Umgangssprachen (Bd. 1-4; 1977, 1978, 1993, 2000). In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 70, 259-297.
- Neuland, Eva (2004): Sprachvariation im Fokus von Sprachunterricht. In: *Der Deutschunterricht* 56:1, 2-7.
- von Polenz, Peter (1988): ‚Binnendeutsch‘ oder plurizentrische Sprachkultur? Ein Plädoyer für Normalisierung in der Frage der ‚nationalen‘ Varietäten. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 16, 198-218.
- von Polenz, Peter (1999): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band III: 19. und 20. Jahrhundert. Berlin, New York: de Gruyter.
- Reiffenstein, Ingo (2001): Das Problem der nationalen Varietäten. [...] In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 120, 78–89.
- Scharloth, Joachim (2005): Asymmetrische Plurizentrität und Sprachbewusstsein. Einstellungen der Deutschschweizer zum Standarddeutschen. [im Druck]
- Schmidt-Regener (1995): „Es giebt ... kein Richtig und Falsch einer Sprachform“ – Das Verhältnis der etablierten Germanistik zur öffentlichen Sprachkritik im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. In: Brandt, Gisela/Rainer Hünecke (Hgg.): *Wie redet der Deutsche man jnn solchem fall? Studien zur deutschen Sprachgeschichte*. Festschrift anlässlich des 65. Geburtstags von Erwin Arndt. Stuttgart: Heinz. 137-149.
- Spiekermann, Helmut (2005): Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In: Eichinger/Kallmeyer (2005), 100-125.
- Wolf, Norbert Richard (1994): Österreichisches zum österreichischen Deutsch. Aus Anlaß des Erscheinens von Wolfgang Pollack: Was halten die Österreicher von ihrem Deutsch? [...] In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61, 66–76.